

Nochmals dem Tode entronnen.

weiß ein solcher von europäischem Anstand und besseren Manieren? — von einem im Dienst der englischen Regierung stehenden Polizisten aber glaubte ich schon mehr verlangen zu können. Ich bedeutete ihm also, er möge aufstehen, und sich wieder entfernen; er sei hier in keinem Kaffernkraal und ich würde ihn schon rufen, falls ich seiner bedürfe. Er lehrte sich jedoch, wenig an meinen Befehl, blieb vielmehr ruhig sitzen, ja, zog zuletzt seine Tasse heraus und begann mit der bei den Kaffern üblichen Umständlichkeit zu schnupfen. — Da stieg mir allmählich die Galle auf; eine solche ostentative Unverschämtheit war mir doch noch nicht vorgekommen. „Hast du mich verstanden?“ fragte ich kurz. — „Sehr wohl, mein Kind“, war seine Antwort; „weshalb willst du mich denn nicht in deinem Zimmer dulden?“

Die Bezeichnung „Kind“ machte mich stutzig. Es mußte mit diesem Manne doch eine eigene Bewandtnis haben, und ich fragte ihn erst jetzt, was er denn eigentlich hier wolle. — „Hau!“ rief er verwundert aus, „ich bin ja bloß gekommen, um meine Kinder zu sehen!“ — „Deine Kinder? Hast du Kinder in unserer Schule?“ — „Gewiß; übrigens kennst du meine Tochter ganz gut.“ — „Deine Tochter? Ich weiß nicht, von wem du sprichst.“ — „Wie, du solltest meine Katharina nicht kennen, die schon so viele Jahre bei dir arbeitet?“

Nun war mir mit einem Schlag alles klar; das Wort „Katharina“ besagte mir alles! Bloß hatte ich bisher keine Ahnung gehabt, daß dies seine Tochter war. Ja, diese Katharina kannte ich freilich; sie war ein sehr braves und fleißiges Mädchen, hatte Geschick zu jeder Arbeit und war deshalb mit einer gewissen Oberaufsicht über die übrigen Marienhausmädchen betraut. Besonders willkommen war sie mir bei der Feldarbeit, wo sie z. B. beim Getreidemähen eine Kraft und ein Geschick entwickelte, um die sie mancher Knecht hätte beneiden mögen. Das war also seine Tochter! Und sein Bübchen kannte ich jetzt auch. Es war ein recht hübscher, munterer Junge von etwa 3 bis 4 Jahren. Er war noch in der Kleinkinder-Bewahranstalt, aber schon getauft. Ich hatte diesen kleinen, wizigen „Albert“, der öfters zu mir in die Schaffnerei hereinkam, besonders lieb.

Natürlich erhielt jetzt auch der Vater die Erlaubnis, bei mir einzukehren und der gute Alte mochte nun meinetwegen am Boden sitzen bleiben, so lange er wollte. Ich ließ mich mit ihm in ein Gespräch ein und fragte ihn zuletzt, ob er nicht auch getauft werden wolle, da seine beiden Kinder katholisch seien? Doch die trockene Antwort war: „Oa, nein!“ „Weshalb denn nicht?“ — „Nun, ist es nicht genug, wenn meine Kinder getauft sind und in den Himmel kommen?“ — „Und du selbst willst nicht in den Himmel kommen?“ — „Nein, der Teufel in der Hölle muß auch jemand haben!“

Das war mir denn doch zu stark! Ich versuchte ihn eines Besseren zu belehren, umsonst; er blieb bei seiner Erklärung, er wolle nicht in den Himmel. So gibt es eben auch unter den Schwarzen gar eigentümliche Leute.

Am nächsten Tage sprach ich darüber mit Katharina, seiner Tochter, und ich gestand ihr offen, wie sehr mich jene Aeußerung aus dem Munde ihres Vaters befreundet habe. „Ja, zu mir hat er auch schon so gefragt“, erwiderte sie; „Bruder, bete fleißig für meinen Vater, damit er doch auf andere Gedanken kommt.“ —

Venige Wochen waren inzwischen vergangen. Da kommt eines Tages Katharina mit verweinten Augen aufs Feld. Ich dachte, sie hätte etwa von Schweizer Oberin oder vom P. Missionär einen Verweis bekommen, und fragte nach der näheren Ursache. Da fing nun aber das arme Kind laut zu weinen an, sodaß es lange Zeit kein Wort hervorzubringen vermochte. Endlich stieß sie den Satz hervor: „Mein Vater ist plötzlich ohne die hl. Taufe gestorben!“ — Ich wollte sie beschwichtigen, ob schon ich selbst mit Entsegen an die Aeußerung dachte, die er jüngst bei mir in der Schaffnerei gemacht hatte, und sprach die Vermutung aus, daß er vielleicht kurz vor seinem Tode doch noch ein Verlangen nach der hl. Taufe gehabt habe; sie aber erwiderte: „Gott hat ihm für seine Reden gestraft! Wo mag jetzt wohl seine arme Seele sein?“ Dann ersuchte sie mich neuerdings, viel für ihren Vater zu beten, und fragte mich später wiederholt, ob ich meinem Versprechen auch nachkäme?

Jahre sind seitdem verflossen. Ich selbst kam von Reichenau fort, und Katharina ist inzwischen eine brave Hausfrau von müßiglicher Aufführung geworden. Eines Tages kam ich ganz unerwartet wieder einmal nach Reichenau auf Besuch und traf hier auch unsere Katharina wieder. Eine ihrer ersten Fragen war, ob ich noch für die Seelenruhe ihres verstorbenen Vaters bete? Leider konnte ich nicht mit einem entschiedenen „Ja“ antworten; was mich aber am meisten wunderte, war die treue Kindesliebe dieser schwarzen Frau und die Tiefe, mit welcher der katholische Glaube schon Wurzel gesetzt hatte in ihrem Herzen. Da könnte sogar mancher von uns Weissen ein Beispiel daran nehmen.

Nochmals dem Tode entronnen.

Von Rev. P. Notker Vorpel, O. C. R.

Mariazell. — Heuer gab's nicht zu viel Regen, die Flüsse waren darum noch nicht voll gewesen. In Deutschland geht und fährt man über die vollen Flüsse, in Afrika meistens durch dieselben. Zwar gibt es auch hier in Südafrika schon manche Brücken, allein bei weitem noch nicht so viele, daß man bei längeren Reisen jeden Tag eine anträfe.

Unsere Station Mariazell hat glücklicherweise seit etwas mehr als einem Jahre eine Brücke über die „Volga“, wie seinerzeit Abt Franz ein noch unbekanntes Bächlein nannte, das hier in der Nähe vorbeifließt und das zur Winterszeit recht harmlos aussieht, im Sommer aber und bei Hochwasser uns schon viele Sorge gemacht hat. Heute rollen bequem die vollen Lastwagen darüber hinweg, die ehedem ein achtzehnspänniges Ochsengepäppn nur mühsam durch die alte, jüngstige Trift ziehen konnten. Als ich die neue Brücke vor ihrer Eröffnung am 27. November 1907 eingsegnete, wies ich in einer Ansprache, die ich dabei hielt, darauf hin, daß die Kirche eine benedizierte Brücke unter den besonderen Schutz der hl. Engel stelle. Seit jener Zeit denke ich selber viel mehr an diese Tatsache, als früher, und ich empfehle mich dem Schutze meines hl. Engels nicht nur, wenn ich eine Brücke passiere, sondern noch mehr, so oft ich bei hohem Wasserstand durch eine gefährliche Trift zu reiten oder zu fahren habe.

Heute am St. Maurustage (15. Januar 1909) hatte ich nach dem benachbarten Maria-Linden zu

fahren, um seelsorgerliche Aushilfe zu leisten. Wohl war seit einigen Tagen Regenwetter gewesen, allein niemand dachte daran, daß die Flüsse schon voll und daher nicht mehr passierbar seien. Gegen 8 Uhr morgens fuhr ich mit einem zweispännigen Gefährt in Begleitung eines zwölfjährigen Jungen vergnügt davon, kam zunächst über die soeben erwähnte Brücke und passierte sodann eine schmutzige Trift des „Mabale“. Gegen 9 Uhr stand ich mit meinem Führzeug vor einer zweiten Trift des gleichen Flusses, der aber in der Zwischenzeit noch zwei andere Wasserläufe in sich aufgenommen hatte und mir daher schon einige Sorge machte.

Unterhören wollte ich jedoch nicht, und so empfahl ich mich also dem hl. Schutzenengel und fuhr getrost hinein. Noch war ich nicht bis zur Mitte gekommen, als ich schon die Unmöglichkeit einjäh, hier durchzukommen. Jetzt schon ragten bloß noch die Köpfe der Pferde aus dem Wasser hervor, und doch lag vor mir eine noch bedeutend tiefere Stelle. Ich suchte daher umzuwenden, um wieder aus dem Flusse herauszukommen. Doch all meine Anstrengungen, flußabwärts zu wenden, waren vergebens; die Pferde waren, wie es scheint, das Wasser nicht gewohnt. Nun suchte ich die gefährlichere Wendung flußabwärts, doch dabei ersaßte die furchtbare Strömung rasch Wagen und Pferde, die Tiere fanden keinen Halt mehr unter den Füßen, das Gefährt wurde emporgehoben, schlug infolge des Übergewichtes auf meiner Seite um und warf uns beide ins Wasser. Ich rief dem Knaben zu, er solle sich an mir festhalten; das tat er auch redlich. Zuerst fahzte er mich um die Mitte des Leibes, sobald wir aber untergetaucht waren, trocknerte an meinem Rücken weiter hinauf und hielt sich mit beiden Händen um meinen Hals fest. Des Schwimmens nicht unkundig, gedachte ich nun von dieser Kunst Gebrauch zu machen. Aber, o weh! — Ich steckte im langen Ordenshabit und hatte noch einen Regenmantel darüber. Das Wasser ging mir sogar in aufrechter Stellung über den Kopf, nur der Knabe hatte seinen Kopf über dem Wasser, allein er klammerte sich in seiner Todesangst immer fester an meinen Hals an, sodass er mir fast die Kehle zuschnürte. Noch hatte ich die Leitseile in der Hand. Diese ließ ich jetzt fahren, um mein und des Kindes Leben zu retten. Jeder Versuch, gegen das Ufer zu schwimmen, war vergebens. Die Böschung war zu steil, und das Wasser riss mich immer wieder flussabwärts. Wenn ich auch momentan den Kopf über Wasser hatte, so konnte ich doch nicht im gleichen Moment die Augen öffnen; ich hörte nur die weinende Stimme des Knaben und seinen dirigierenden Ruf: „Ka thoko, ka thoko!“ (auf die Seite, auf die Seite!) — —

So ging es denn immer weiter flussabwärts, ohne dass es mir gelang, dem Ufer näher zu kommen. Ich hatte so viel Geistesgegenwart, eine kurze Vorbereitung auf den Tod zu machen; doch dieser sollte noch nicht eintreten. Ich erwiderte schließlich einen Grashalm und kurz darauf mehrere; dies brachte uns dem Ufer näher. Wer zuerst herauskam, weiß ich nicht, aber wir fanden uns nach einer Todesangst von ca. 5 Minuten triefend von Nässe am hohen Ufer. Die Kopfbedeckung hatten wir freilich verloren, nicht aber den Kopf. —

Unsere Sorge wendete sich jetzt den armen Pferden zu. Leider war es mir in meinem ermateten Zustand rein unmöglich, ihnen irgendwelche Hilfe an-

gedeihen zu lassen, und so mussten wir denn vom steilen Ufer aus mit ansehen, wie die armen, noch immer an den Karren angespannten Tiere elendiglich ertranken. Ein Weib, das auf der andern Seite des Flusses auf dem Felde arbeitete, war allein Zeuge des Unglücks gewesen. Auf den Zuruf des Knaben eilte sie ins Dorf, Männerhilfe herbeizuholen. Ich selbst rannte einer kleinen Buren-Ansiedlung diesseits des Ufers zu, dort Hilfe zu erbitten. Der Besitzer eilte mit seinen Arbeitern jogleich der Unglücksstätte zu. Ich bat auch um ein Pferd, um schnell nach Marizell zu reiten, um auch von dort Leute zu recherchieren. Leider stand kein Pferd zur Verfügung, dagegen erhielt ich eines auf einer zweiten Burenfarm, desgleichen ein Glas Milch zur Stärkung und erreichte dann bald meine Missionsstation wieder.

Als man mich in Marizell ohne Hut und auf einem fremden Pferd daherkommen sah, ahnte man schon nichts Gutes. Ich erzählte schnell, was geschehen war. Allgemein schrieb man meine Rettung dem hl. Schutzenengel zu. Bruder Firmus, unser Schäffer, eilte schleinig mit zwei Arbeitern nach dem Unglücksplatz. Hier hatten die zuerst herbeigeeilten Schwarzen schon das zerbrochene Fahrzeug, sowie die toten Pferde aus dem Fluss gezogen. Dieses, sowie die Pferdegeschirre händigte sie getreulich dem Bruder ein, die Pferdeleichen aber erbaten sie für sich. Dem einen Gaul hatten die Burschen — es waren ihrer wohl gegen 25 — schon die Haut abgezogen. Nebenan loderte ein munteres Feuerchen, und sie konnten kaum erwarten, bis die ersten Stücke Fleisch mundgerecht zubereitet waren. Offenbar erschien ihnen unser Unglück als ein höchst erfreuliches Ereignis.

Zu Hause angelommen fand ich beim Umkleiden die Taschenuhr auf neuen Uhr zeigend; um diese Zeit war also das Wasser in sie gedrungen, und das Gehwerk zum Stillstand gekommen.

Drei unserer Laienbrüder und ein Missionspriester ertranken vor mehreren Jahren. Letzterer hieß P. Maurus und war damals Rektor in Citeaux. Der Erbe seines Namens ist jetzt (Januar 1909) Rektor in Maria-Linden, wohin ich heute, am Feste des hl. Maurus, eben fahren wollte.

Noch will ich erwähnen, dass wir in dem Augenblick, als wir das Flusshäuser verließen, hinter uns etwas Schweres in den Fluss fallen hörten, sodass die Wellen am jenseitigen Ufer hoch ausschlugen. Was war das? Hatten wir doch weder einen Menschen, noch ein größeres Tier dort gesehen. Ich stand die Ursache bald heraus. Ein mächtiges Stück Erde hatte sich von der Uferbank losgelöst und war hinabgestürzt. Es war dieselbe Stelle, an der wir kurz zuvor unser Leben gerettet hatten. Wäre es auf uns gestürzt, während wir noch im Wasser waren, so hätte es uns den sicheren Tod gebracht. Noch oft werde ich mit Dank gegen Gott und seine hl. Engel an dieses Ereignis denken, wenn ich im Psalm 90 an die Worte komme: „Non accedet ad te malum, nein Iubel wird dir begegnen, denn der Herr hat deinetwegen seinen Engeln befohlen, dich zu behüten auf allen deinen Wegen!“ —

Rot, die Farbe der Tropen.

Wir lesen in den Einsendungen der Ushambara-Post — einer Zeitung von Deutschostafrika, aus Tanga, den 10. Oktober 1908 folgenden Artikel, der für alle,